

Erschienen in: Reiher, Ruth (Hrsg.): Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen. - Berlin/New York: de Gruyter, 1995. S. 93-112. (Sprache, Politik, Öffentlichkeit 5)

Sprache und Konflikt

Einige zeichentheoretische Überlegungen zum Status rhetorischer Strategien in der politischen Kommunikation

HARDARIK BLÜHDORN (Erlangen)

1. Teilnehmer und Beobachter
2. Ausgangspunkte der Kritik
3. Kompetenz, Proposition und Strategie
4. Formales, denotatives und strategisches Potential von Sprachelementen
5. Zeichenverwendung
6. Zeichenkritik
7. Politik und Strategie
8. Ausblick
9. Literatur

1. Teilnehmer und Beobachter

Wer sich als Linguist, womöglich in kritischer Absicht, mit Sprache in der Politik beschäftigt, der ist gut beraten, seine politischen und seine linguistischen Interessen mit besonderer Sorgfalt zu reflektieren und insbesondere Ausgangspunkt, Argumentbereich und Motivation seiner Kritik klar zu bestimmen, will er nicht unentwirrbare Kontaminationen in Kauf nehmen, die letztlich seiner Arbeit nur schaden können.

In bezug auf die natürliche Sprache steht der Wissenschaftler bekanntlich vor der Schwierigkeit, daß sein Untersuchungsgegenstand zugleich sein Untersuchungswerkzeug und auch das Medium ist, in welchem er seine Untersuchungsergebnisse kodieren muß, weil es keinen Weg gibt, die natürliche Sprache zu hintergehen. In einer ähnlichen Lage befindet er sich in bezug auf die Politik (vgl. Bergsdorf 1991, 20 f.).

Um die Verhältnisse aufzuklären, ist es nützlich, zwischen zwei Perspektiven zu unterscheiden:

- (i) **Teilnehmerperspektive (Innenperspektive):** Jedes Mitglied einer menschlichen Lebensgemeinschaft ist zur Befriedigung kognitiv-ideationaler und kommunikativer Bedürfnisse auf die natürliche Sprache angewiesen und (unbeschadet einschlägiger Intentionen) durch seine Handlungen und Unterlassungen ins politische Geschehen innerhalb der Lebensgemeinschaft eingebunden.
- (ii) **Beobachterperspektive (Außenperspektive):** Jeder Mensch verwendet einen Teil seiner kognitiv-ideationalen Aktivität darauf, Methoden und Theorien zu entwickeln, die ihm helfen sollen, Bereiche seiner Lebenswelt zu beschreiben und zu erklären, wobei er dem jeweiligen Objekt gegenüber zweckmäßigerweise einen möglichst distanzierten, Überblick gewährenden Standpunkt einzunehmen bestrebt ist. Zu den möglichen Objekten der Beobachtung gehören auch die natürliche Sprache und das politische Geschehen innerhalb der Lebensgemeinschaft.

Ein gewöhnliches Mitglied einer Lebensgemeinschaft betrachtet Sprache und Politik überwiegend unter der Teilnehmerperspektive. Das kann bedeuten, daß Sprache weitgehend unreflektiert verwendet, daß die eigene Einbindung ins politische Geschehen gar nicht bemerkt wird. Findet Reflexion statt, so erfolgt sie in erster Linie unter dem Gesichtspunkt des erfolgreichen Funktionierens. Um das Funktionieren überprüfen und Verhalten entsprechend planen zu können, ist es allerdings notwendig, immer wieder auch einen Beobachterstandpunkt einzunehmen. Ein rein innenperspektivisches Leben ist nicht möglich.

Im Unterschied dazu faßt der Wissenschaftler Sprache und Politik überwiegend aus der Beobachterperspektive ins Auge. Um seinen Objektbereich möglichst konsistent und detailliert erfassen zu können, muß er seine individuellen Teilnehmerinteressen so weit wie möglich aus dem Spiel lassen. Insbesondere darf er sich nicht auf den Gesichtspunkt des erfolgreichen Funktionierens beschränken. Methodologisch wäre es für den Wissenschaftler erstrebenswert, die Teilnehmerperspektive überhaupt aufzugeben. Dies ist jedoch praktisch nicht möglich: bezüglich der Sprache, weil der Wissenschaftler sie als Untersuchungswerkzeug und Kodierungsmedium benötigt, bezüglich der Politik, weil es unmöglich ist, innerhalb einer Lebensgemeinschaft aus dem politischen Geschehen auszuscheren.

2. Ausgangspunkte der Kritik

Wer beabsichtigt, Sprache in der Politik zu kritisieren, hat die Wahl zwischen mindestens vier verschiedenen Ausgangspunkten, die sich in der Praxis beliebig kombinieren lassen:

- (a) Ausgangspunkt des (gewöhnlichen) Sprachbenutzers: Kritisiert wird beispielsweise die (Un-)Verständlichkeit bestimmter Formulierungen oder Formulierungsgepflogenheiten.
- (b) Ausgangspunkt des Politikers: Kritisiert wird beispielsweise die (Un-)Zweckmäßigkeit bestimmter Formulierungen oder Formulierungsgepflogenheiten für das Erreichen bestimmter politischer Ziele.
- (c) Ausgangspunkt des Sprachwissenschaftlers: Kritisiert wird beispielsweise die (Nicht-) Übereinstimmung bestimmter Formulierungen oder Formulierungsgepflogenheiten mit grammatischen und/oder lexikalischen Regeln.
- (d) Ausgangspunkt des Politikwissenschaftlers: Kritisiert wird beispielsweise die (Nicht-) Übereinstimmung bestimmter, in Formulierungen oder Formulierungsgepflogenheiten fixierter Konzeptualisierungen mit politikwissenschaftlichen Modellbildungen.

Es ist nützlich, diese Ausgangspunkte mit Hilfe der Unterscheidung zwischen Teilnehmer- und Beobachterperspektive zu klassifizieren.

Teilnehmer und Beobachter haben sehr unterschiedliche Motivationen, Kritik zu üben. Teilnehmer kritisieren unter dem Gesichtspunkt der Funktionstüchtigkeit, wobei ihre persönlichen Handlungsziele den Maßstab bilden. Ihre Kritik ist innenperspektivisch und besteht bloß darin, eine zustimmende oder ablehnende Position zu beziehen. Eine Teilnehmerkritik an politischem Sprachgebrauch ordnet sich bruchlos ins politische Geschehen ein und wird damit ihrerseits zu einem möglichen Gegenstand der Kritik.

Dagegen ist eine Beobachterkritik an politischem Sprachgebrauch nicht selbst Bestandteil des politischen Geschehens. Beobachter kritisieren im Hinblick auf komplexe Systemzusammenhänge mit dem Maßstab der systematischen Stimmigkeit oder Konsistenz. Ihre Kritik ist außenperspektivisch; sie steckt im kantischen Sinne Möglichkeiten und Grenzen ab.

Teilnehmerkritik und Beobachterkritik sind als idealisierte Endpunkte einer Skala aufzufassen. In der Praxis gibt es, wie wir gesehen haben, keine Teilnahme ohne Beobachtung und keine Beobachtung ohne Teil-

nahme. Dennoch ist zu erwarten, daß eine Kritik vom Ausgangspunkt (a) oder (b) einer Teilnehmerkritik näherstehen wird, während eine Kritik vom Ausgangspunkt (c) oder (d) zumindest der Intention nach eine Beobachterkritik sein sollte. Da es dem Wissenschaftler nicht möglich ist, seine Teilnehmerperspektive ganz aufzugeben, soll er seine eigenen Teilnehmerinteressen mit zum Gegenstand der Beobachtung machen und gemeinsam mit seinen übrigen Untersuchungsergebnissen offenlegen (vgl. Keller 1985, 264).

Der vorliegende Beitrag verfolgt das Ziel, vom Ausgangspunkt (c), d. h. mit linguistischen bzw. zeichentheoretischen Methoden und Modellbildungen, grundlegende Zusammenhänge des politischen Sprachgebrauchs aufzuklären und zu systematisieren. Er soll damit in erster Linie der linguistischen und politikwissenschaftlichen Methodendiskussion dienen. Daneben werden sich gegen Ende des Aufsatzes einige beobachterkritische Anmerkungen zum aktuellen politischen Geschehen in der Bundesrepublik Deutschland ergeben. Dort wird als Teilnehmerinteresse die Frage im Hintergrund stehen, ob es in der gegenwärtigen historischen Situation aussichtsreich erscheint, als Sprachwissenschaftler auf das politische Kommunikationsgeschehen Einfluß nehmen zu wollen.

3. Kompetenz, Proposition und Strategie

Unter Politik möchte ich im folgenden verstehen: die Gesamtheit aller in einer menschlichen Lebensgemeinschaft stattfindenden Handlungen, deren direktes oder indirektes Ziel es ist, eine bestimmte Konstellation der in der Gemeinschaft interagierenden Teilgemeinschaften und/oder Individuen herbeizuführen oder zu erhalten. Politik ist dieser Definition zufolge soziale Organisationsaktivität und als solche in der gesamten Interaktion einer Lebensgemeinschaft beständig präsent. Teilgemeinschaften und Individuen innerhalb einer Lebensgemeinschaft verfolgen typischerweise unterschiedliche und gegensätzliche Interessen. Was politisch geschieht, hängt eng mit solchen Interessendifferenzen und den aus ihnen resultierenden Konflikten zusammen. In wohl allen menschlichen Lebensgemeinschaften haben sich Institutionen herausgebildet, in denen spezialisierte Mitglieder der Gemeinschaft überwiegend oder ausschließlich mit dem Ausführen politischer Handlungen, d. h. vor allem: mit der Moderation von Interaktions- und Interessenkonflikten, beschäftigt sind. Solche Gemeinschaftsmitglieder, die natürlich auch eigene Indi-

vidual- und Gruppeninteressen in ihre Tätigkeit einbringen, heißen Politiker.

Den Grundtypus der politischen Handlung bildet, insbesondere im Konfliktfall, zunächst nicht sprachliche Kommunikation, sondern die Ausübung physischer Gewalt. Dieser Handlungstypus wird in vielen Lebensgemeinschaften sehr wirkungsvoll durch den der verbalen Kommunikation ergänzt und teilweise sogar ersetzt. In allen Lebensgemeinschaften bleibt physische Gewalt aber zumindest als Drohmittel im Hintergrund verfügbar. Gerade in jüngster Zeit ist in verschiedenen Teilen der Welt zu studieren, wie sprachliche Kommunikation ihren Dienst versagt und offene Gewalt als Mittel der sozialen Organisationsaktivität an Boden gewinnt (neben den spektakulären Beispielen in der ehemaligen Sowjetunion und auf dem Balkan auch in vielen Ländern der sogenannten Dritten Welt (vgl. z. B. Hegmanns 1992).

Verbale Kommunikation in der Politik ist ein Spezialfall verbaler Kommunikation überhaupt, und Sprachzeichen in der Politik sind ein Spezialfall von Sprachzeichen überhaupt. Politische Kommunikationsereignisse sind demnach modellhaft folgendermaßen aufzuschlüsseln: Ein Sender (z. B. ein Politiker) wendet sich an einen oder mehrere Adressaten (z. B. andere Politiker oder gewöhnliche Mitglieder seiner Lebensgemeinschaft) und übermittelt ihnen ein sprachliches Zeichen (Text), das sie im Sinne einer bestimmten politischen Nachricht interpretieren sollen. Dabei verfolgt der Sender gegenüber dem Adressaten mehr oder weniger konkrete politische Ziele, etwa das Ziel, ihn zu einem bestimmten Abstimmungsverhalten zu motivieren. Das Zeichen, das der Sender hervorbringt, besteht aus lexikalischen Elementen mit bestimmten grammatischen Eigenschaften. Welche lexikalischen Elemente er auswählt und mit welchen grammatischen Eigenschaften er sie versieht, ist von drei interagierenden Faktoren abhängig.

Der erste Faktor liegt in der Individualität des Zeichenproduzenten. Jedes menschliche Individuum ist Träger einer einmaligen Zusammenstellung physischer und psychischer Eigenschaften und Fähigkeiten. Dazu gehören ein individueller Stimmklang, individuelle Artikulationsfähigkeiten, ein individueller Wortschatz und eine Grammatik mit individuellen Besonderheiten. Wortschatz und Grammatik bilden zusammen den Kern des sprachlichen Wissens eines Individuums. Für die Zeichenproduktion gilt insbesondere, daß ein Sprachbenutzer nur solche Elemente verwenden kann, die in seinem individuellen sprachlichen Wissen vorhanden sind. Dies mag zunächst trivial klingen. Man erkennt aber

die Wichtigkeit dieses Faktors, wenn man an Kinder oder Fremdsprachenlerner während des Spracherwerbs denkt. Für einen Politiker kann es von großer Bedeutung sein, die Sprachgepflogenheiten einer bestimmten Adressatengruppe zu beherrschen. (Man erinnere sich an die etwas betulichen Versuche der Bundesregierung in den frühen achtziger Jahren, einen „Dialog mit der Jugend“ in Gang zu bringen (vgl. Kuhn 1983, 61 ff.). Ich möchte diesen ersten Faktor den Kompetenzfaktor nennen, wobei zu betonen ist, daß damit nicht nur die sprachliche Kompetenz im engeren Sinne, sondern die gesamten an die Individualität der Person gebundenen Zeichenproduktionsbedingungen erfaßt werden sollen (vgl. Fowler/Kress 1979, 187).

Der zweite Faktor liegt in den zu kodierenden Sachverhalten. Was ein Sender seinem Adressaten mit Hilfe von Zeichen mitteilen will, muß zuvor in irgendeiner Weise in der Vorstellung des Senders vorhanden sein. In der kognitiven Linguistik hat es sich eingebürgert, diesen Zusammenhang mit Hilfe des Repräsentationsbegriffs zu erklären (vgl. z. B. Strohner 1990, 27 f.). Üblicherweise wird angenommen, daß Sachverhaltsrepräsentationen aus vorverarbeitet gespeicherten Bausteinen unterschiedlicher Komplexität (sogenannten Szenen, Skripten, Szenarien etc.) zusammengesetzt werden, die untereinander als Kontexte oder Kontextbestandteile fungieren (vgl. z. B. Schank/Abelson 1977; Fillmore 1977; Fillmore 1985; Lakoff 1987; Schwarz 1992 a und b; Blühdorn 1993).

Fillmore (1977) hat ein Modell vorgeschlagen, demzufolge konzeptuelle Bausteine (Szenen) im Langzeitgedächtnis mehr oder weniger flexibel mit Bausteinen für Sprachzeichen (Frames) verbunden sind (vgl. ausführlicher: Blühdorn 1993). Dabei können für unterschiedliche Kontexte unterschiedliche Zuordnungspräferenzen angenommen werden. (Beispielsweise wird ein begünstigend zugewandter Geldbetrag je nach den Umständen als *Spende*, *Almosen*, *Opfer*, *Geschenk*, *Subvention*, *Unterstützung*, *Schmiergeld* etc. bezeichnet. Umgekehrt wird etwa das Wort *Gipfel* in einem politischen Kontext mit anderen Bezeichnungseigenschaften verwendet als in einem geographischen.)

Der Sachverhaltskern einer kommunizierten Nachricht wird üblicherweise auch als Proposition bezeichnet. Ich möchte den zweiten Faktor daher den Propositionsfaktor nennen. Gegenüber dem Zeichen fungiert die Proposition als Denotat, also als das, was das Zeichen im Sinne Bühlers „darstellt“ (vgl. Bühler 1934/1982).

Der dritte Faktor liegt in den Kommunikationszielen und den ihnen zugrundeliegenden politischen Zielen des Senders. Gesichtspunkte, die

unter diesem Blickwinkel für die Auswahl lexikalischer Elemente und grammatischer Eigenschaften eine Rolle spielen, sind unter anderem:

- die soziale Einbindung des Senders (in einem Vorstellungsgespräch verhält sich ein Arbeitsloser anders als jemand, der eine gute Stellung hat und nur seinen Marktwert testen will);
- vermutliche Eigenschaften, Fähigkeiten, soziale Einbindung und Handlungsziele des Adressaten (mit einem Schüler, der an der Bushaltestelle Feuer gelegt hat, spricht man anders als mit dem Polizisten, der den Schaden aufnimmt);
- der beabsichtigte Zusammenhang des zu produzierenden Zeichens mit anderen Zeichen (wer *Scheinasylanten* sagt, ordnet sich in andere Zeichenverwendungskonventionen ein als jemand, der von *politisch Verfolgten* spricht);
- der beabsichtigte Ort und Zeitpunkt der Zeichenverwendung (in einer Kirche spricht man anders als im Sportverein);
- mit der Zeichenverwendung verfolgte Handlungsziele (wer bei seinem Adressaten Zustimmung oder Zustimmungsbereitschaft erzeugen will, drückt sich anders aus als jemand, der Widerspruch herausfordern möchte).

Ich werde diesen dritten Faktor den Strategiefaktor nennen.

4. Formales, denotatives und strategisches Potential von Sprachelementen

Jede Verwendung von Sprachzeichen kann unter dem Kompetenzaspekt, dem Propositionsaspekt und dem Strategieaspekt betrachtet und beschrieben werden. Nun ist allerdings evident, daß Proposition und Strategie in irgendeiner Weise auf die Kompetenz, nämlich das sprachliche und außersprachliche Wissen des Zeichenproduzenten, zurückgehen müssen. Es ist daher wünschenswert, ein detailliertes Modell von der Repräsentation sprachlicher Elemente im Wissen von Sprachbenutzern zu entwickeln.

Zu diesem Zweck kann man sich etwa vorstellen, daß Kommunikationserfahrungen im Individuum Gedächtnisspuren hinterlassen, die formale Sprachelemente gemeinsam mit Informationen zu ihrer Verwendung fixieren und das künftige Zeichenverhalten des Individuums selbst mitbestimmen. Gleiche oder ähnliche Kommunikationserfahrungen ver-

schiedener Individuen werden dann ein gleiches oder ähnliches Zeichenverhalten dieser Individuen nach sich ziehen und dadurch die Kommunikation zwischen ihnen erleichtern, was wiederum zur Bildung gleicher oder ähnlicher Gedächtnisspuren führen kann. Auf diese Weise ist es möglich, daß die Individuen als Ergebnis wechselseitiger Verstärkung den Eindruck erhalten, an einem außer ihnen bestehenden gemeinsamen Kode zu partizipieren (vgl. Fowler/Kress 1979, 188). Sind dagegen die kommunikativen Vorerfahrungen verschieden, so wird durch entsprechend differentes Zeichenverhalten die Verständigung erschwert. Dies wird dann rückschließend über eine Partizipation an miteinander unverträglichen Zeichensystemen erklärt (vgl. Blühdorn 1993, 29 f.).

Die Gedächtnisspuren müssen zum einen natürlich Informationen zur formalen Seite der Sprachelemente fixieren. Hierzu gehören Informationen über die phonische und/oder graphische Realisierung lexikalischer Elemente und ihrer grammatischen Eigenschaften, wobei eine Fülle unterschiedlicher und teilweise widersprüchlicher Kommunikationserfahrungen zu berücksichtigen sein wird. In vielen Fällen werden inhomogene Erfahrungen zur Fixierung unterschiedlicher Varianten führen. Die Gesamtheit derartiger Informationen zu einem Sprachelement bezeichne ich als sein formales Potential.

Zum anderen müssen die Gedächtnisspuren Informationen zur Bedeutung der Sprachelemente festhalten. Die Bedeutung von Sprachzeichen ergibt sich, wie wir von Wittgenstein wissen (vgl. 1952/1984), aus ihrem Gebrauch in Kommunikationsgemeinschaften. Die hier einschlägigen Informationen lassen sich wiederum in zwei Gruppen einteilen.

Erstens muß gespeichert werden, was man mit einem Sprachelement bezeichnen kann, d. h. welchen konzeptuellen welche sprachlichen Bausteine zugeordnet werden können. Auch hier müssen oftmals sehr unterschiedliche Kommunikationserfahrungen berücksichtigt und zusammengefaßt werden. In vielen Fällen wird dies über die zusätzliche Speicherung kontextueller Hinweise ebenfalls zu einer Fixierung von Varianten führen. Die Gesamtheit der zu einem Sprachelement gespeicherten Bezeichnungsinformationen bildet das denotative Potential dieses Elementes.

Zweitens müssen Informationen zu den Umständen von Kommunikationserfahrungen fixiert werden. Sie können unter anderem besagen:

- von wem das betreffende Sprachelement schon verwendet wurde (man denke an den Gebrauch des Wortes *Arier* durch die Nationalsozialisten);

- an wen es gerichtet wurde (man denke an Wörter wie *Opferbereitschaft*, die fast immer in Appellen an große und sozial untergeordnete Adressatengruppen, dagegen fast nie in Appellen an kleine und sozial übergeordnete Adressatengruppen verwendet werden);
- in Verbindung mit welchen anderen Sprachelementen es vorkam (man denke an die Verwendung des Wortes *Familie* im Kontext der Diskussion über die gesellschaftliche Rolle der Frau);
- wann und wo es verwendet wurde (man denke an den Ausdruck *totaler Krieg*, der bis heute mit Goebbels' Sportpalast-Rede vom 18. 2. 1943 assoziiert wird);
- welche mutmaßlichen Gründe/Zielsetzungen zu der Verwendung geführt hatten und welche Konsequenzen eintraten (man denke an die Verwendung des Wortes *Freiheit* in Boris Jelzins Rede vor dem amerikanischen Kongreß am 17. 6. 1992 (vgl. Hudabiunigg 1993)).

Die Gesamtheit derartiger Informationen zu einem Sprachelement möchte ich als sein strategisches Potential bezeichnen. Wiederum werden regelmäßig divergente Kommunikationserfahrungen vorliegen. Von besonderer Relevanz sind Erfahrungshäufungen hinsichtlich einer oder mehrerer Verwendungsbesonderheiten. Sie geben dem betreffenden Sprachelement eine bestimmte soziale und/oder stilistische Färbung.

5. Zeichenverwendung

Nach der Beteiligung der drei Faktoren am Zustandekommen der Elementauswahl lassen sich insgesamt sieben Typen der Zeichenverwendung unterscheiden.

Als unmarkierter Normalfall kann eine ausgewogene Zeichenverwendung gelten, bei der Kompetenz, Proposition und Strategie gleichberechtigt zusammenwirken. Dieser Typus ist häufig in der gewöhnlichen Alltagskommunikation zwischen Erwachsenen (bei der Arbeit, beim Sport, beim gemeinsamen Essen etc.) zu finden, wo die effiziente Koordination elementarer Bedürfnisse das übergeordnete Handlungsziel bildet.

Daneben gibt es drei Typen, bei denen einer der drei Faktoren gegenüber den anderen dominiert. Erfolgt die Elementauswahl hauptsächlich aus Kompetenzgründen, weil dem Zeichenproduzenten (vorübergehend oder überhaupt) keine anderen, geeigneteren Elemente zur Verfügung stehen, so handelt es sich um kompetenzdominante Zeichenverwendung. Proposition und Strategie können hier nicht differenziert geplant

werden, so daß sich ungewollte Effekte ergeben, die einen erhöhten Interpretationsaufwand auf seiten des Empfängers erforderlich machen. Kompetenzdominante Zeichenverwendung ist immer defizitär. Wir finden sie vor allem bei Kindern und Fremdsprachlern während der intensiven Phasen des Spracherwerbs sowie bei krankhaften Beeinträchtigungen des Sprach- oder Sprechvermögens, aber auch bei gesunden Sprechern mit entwickelten sprachlichen Fähigkeiten, wenn sie durch eine unbekannte oder anderweitig schwer zu bewältigende Lebenssituation überfordert sind, so daß ihnen die Planung von Proposition und Strategie mißlingt (Stottern, Stammeln etc.).

Werden die Sprachelemente hauptsächlich aus Propositionsgründen ausgewählt, so handelt es sich um eine propositionsdominante Zeichenverwendung. Diesen Typ finden wir überall dort, wo eine Übermittlung von Nachrichten ohne besondere Effekte beabsichtigt ist. Propositionsdominante Zeichenverwendung kann unter bestimmten Kommunikationsbedingungen (z. B. im Verkehrsbereich der Wissenschaft und der Verwaltung (vgl. Blühdorn 1990, 224 f.)) ausgesprochen nützlich sein. In Kombination mit einer Vernachlässigung des Strategiefaktors kann sie allerdings auch zu unerwünschten pragmatischen Effekten führen (etwa, wenn jemand seinen Vorgesetzten ohne die erforderliche Höflichkeit darauf aufmerksam macht, daß ihm ein Fehler unterlaufen ist).

Werden die Sprachelemente drittens hauptsächlich aus Strategiegründen ausgewählt, so möchte ich von strategiedominanter Zeichenverwendung sprechen. Dieser Typ ist unter anderem in der politischen Kommunikation und in der Konsumwerbung verbreitet. Strategiedominante Zeichenverwendung steht immer in einem problematischen Verhältnis zur Wahrheit. Alle Arten von Schönfärberei und Schwarzmalerei, Aufhetzung und Abwiegelung, Täuschungsmanövern und Lügen gehören in diese Rubrik.

Weitere Typen der Zeichenverwendung sind nicht durch ein Übergewicht, sondern durch die Vernachlässigung eines einzelnen Faktors gekennzeichnet. So liegt eine kompetenzdefiziente Zeichenverwendung vor, wenn die formale phonische oder graphische Realisierung (etwa infolge mangelnder Aufmerksamkeit) fehlerhaft ausfällt. Propositionsdefizient ist eine Zeichenverwendung, bei der gegenüber strategisch geplanten formalen Effekten die besprochene Sache in den Hintergrund tritt (Schönrednerei, leere Rhetorik). Eine strategiedefiziente Zeichenverwendung ist schlecht kontrolliert hinsichtlich der zu erreichenden kommunikativen Ziele. Hierher gehören Fälle, in denen

jemand Geheimnisse ausplaudert, unhöflich ist, stilistisch unangemessen formuliert usw. In der politischen Kommunikation wird strategiedefiziente Zeichenverwendung im allgemeinen als besonders schädlich eingestuft.

6. Zeichenkritik

In der Politik wie in der Wissenschaft und im Alltag äußern sachliche Differenzen sich oft in Differenzen des Sprachgebrauchs, und umgekehrt dienen Auseinandersetzungen um den Sprachgebrauch nicht selten als Mittel der Auseinandersetzung um das, was man auf der Grundlage der Gefäß-Metapher meist als Inhalte bezeichnet (vgl. Behrens/Dieckmann/Kehl 1982, 217).

Streiten um Wörter ist eine wichtige Form der Kommunikation, vor allem im Rahmen der Konfliktmoderation (vgl. Stötzel 1982, 277 ff.). Sie besteht darin, Zeichenverwendung (explizit oder implizit) mittels Zeichenverwendung zu kritisieren. Oben wurde bereits die Unterscheidung zwischen Teilnehmerkritik und Beobachterkritik eingeführt. In diesem Sinne ist Streiten um Wörter, wie wir es von Politikern und Journalisten kennen, eine Form der Teilnehmerkritik an Formulierungen oder Formulierungsgepflogenheiten anderer Sprachbenutzer.

Eine Typologie der Zeichenkritik kann über die drei für die Elementauswahl verantwortlichen Faktoren gewonnen werden (eine andere, klassisch strukturalistisch motivierte, Typologie gibt von Polenz (1982)). Unter dem Gesichtspunkt des Argumentbereichs, aus dem die Kritik gespeist wird, sind auseinanderzuhalten: Kompetenzkritik, Propositionskritik und Strategiekritik.

Zeichenkritik als Kompetenzkritik richtet sich auf die vermeintlich oder tatsächlich defizitäre Kompetenz eines Zeichenbenutzers. In dieser Richtung sind etwa die Fremdsprachenkenntnisse Helmut Kohls zu einem Topos geworden.

Zeichenkritik als Propositionskritik greift eine bestimmte Zeichenverwendung stellvertretend für die besprochenen Sachverhalte auf. Hierher gehört etwa der Streit um die Begriffe *Chancengleichheit* (SPD) und *Chancengerechtigkeit* (CDU), der in den siebziger Jahren in einigen Bundesländern die bildungspolitische Debatte um die Einführung der Gesamtschule bestimmte.

Zeichenkritik als Strategiekritik richtet sich auf die mit einer bestimmten Zeichenverwendung möglicherweise oder tatsächlich verfolgte

Strategie. Dieser Typ spielt eine wichtige Rolle in parteiinternen Programmdiskussionen und Machtkämpfen (vgl. Hombach 1991, 40 f.). In öffentlichen Debatten zwischen verschiedenen Parteien wird Strategiekritik meist mit Propositionskritik kombiniert. Ein Beispiel hierfür ist die kritische Auseinandersetzung von Bürgerinitiativen und Verbänden mit dem Gebrauch von Wörtern wie *Umwelt*, *umweltfreundlich*, *umweltverträglich*, *ökologisch* etc. durch die Regierungsparteien und die Industrie, vor allem in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre (vgl. Haß 1991).

Zeichenkritik wird ihrerseits auf dem Wege von Zeichenverwendung geäußert. Fragt man danach, aufgrund welcher Faktoren die Sprachelemente ausgewählt werden, mit denen die Zeichenkritik vorgebracht wird, so kann man, wie bei der Zeichenverwendung allgemein, sieben Typen unterscheiden. Jeder dieser Typen ist als Kompetenzkritik, als Propositionskritik und als Strategiekritik möglich.

Als unmarkierter Normalfall kann eine ausgewogene Zeichenkritik gelten, bei der Kompetenz, Proposition und Strategie gleichberechtigt zusammenwirken.

Eine kompetenzdominante Zeichenkritik ist eine Zeichenkritik, die mangels passender Worte mimisch, gestisch oder rudimentär-sprachlich geäußert wird und im Hinblick auf Proposition und Strategie nicht differenziert geplant ist. Sie kommt häufig vor, wenn jemandem, wie man sagt, „der Kragen platzt“.

Eine propositionsdominante Zeichenkritik ist eine sachliche Kritik aufgrund sachlicher Motive. Wenn sie nicht mit einer Vernachlässigung des Strategiefaktors kombiniert ist, kann sie zu konstruktiven Problemlösungen beitragen. Sie ist etwa typisch für die wissenschaftliche Terminologiearbeit.

Eine strategiedominante Zeichenkritik verfolgt in erster Linie strategische Ziele. Sie liegt z. B. dort vor, wo durch Kritik an der Formulierung und gleichzeitiges Übergehen der besprochenen Sache jemand mundtot gemacht werden soll (*Lern erst mal richtiges Deutsch!*). Strategiedominant ist auch eine Zeichenkritik, die die Verwendung bestimmter Sprachelemente nur deshalb ablehnt (bzw. befürwortet), weil das strategische Potential dieser Elemente den Handlungszielen des Kritikers zuwiderläuft (bzw. entgegenkommt). (Man erinnere sich an die Versuche, den Gebrauch der Abkürzung *BRD* durch offizielle Sprachregelung zu unterbinden (vgl. Heringer 1982 a, 20 f.; Stötzel 1982, 279 f.).)

81 Eine kompetenzdefiziente Zeichenkritik ist eine phonisch oder graphisch abweichend realisierte Zeichenkritik. Eine propositionsdefiziente Zeichenkritik verfolgt eine kommunikative Strategie mit überwiegend oder ausschließlich formalen Mitteln. Hierzu gehört etwa das ironische Parodieren einer nicht akzeptierten Zeichenverwendung. Eine strategiedefiziente Zeichenkritik schließlich ist eine Zeichenkritik, die hinsichtlich der verfolgten kommunikativen Ziele mangelhaft kontrolliert ist.

Diese Typologie kann nicht nur auf den Bereich der Teilnehmer-Zeichenkritik, sondern auch auf den der Beobachter-Zeichenkritik angewandt werden. Von einem wissenschaftlichen Beobachter wird aber erwartet, daß er außerhalb der zu moderierenden Konflikte steht und sich daher in besonderem Maße ausgewogen verhalten kann, so daß seine Zeichenkritik aufgrund eines gleichberechtigten Zusammenwirkens von Kompetenz, Proposition und Strategie zustandekommt. Eine unausgewogene Zeichenkritik, die als Beobachterkritik präsentiert wird, ist meist eine verkleidete Teilnehmerkritik (vgl. die Beispiele in Kopperschmidt 1991, 74 f.).

7. Politik und Strategie

Nach 1945 hat sich in der westdeutschen Öffentlichkeit eine zunehmend kritische Haltung gegenüber der Sprache in der Politik herausgebildet (vgl. dazu die Beiträge in Heringer 1982). Nach 1968 ist ein verbreitetes Bewußtsein von der besonderen Wichtigkeit des Strategiefaktors hinzugekommen. Seither hat ein kommunikationstechnologisches Politikverständnis Konjunktur, das immer mehr politische Parteien und Interessengruppen veranlaßt, Strategieexperten zu beschäftigen mit dem Auftrag, Zeichenverwendung im Hinblick auf das Erreichen politischer Handlungsziele zu optimieren (vgl. Behrens/Dieckmann/Kehl 1982, 231; Geißler 1985; Glotz 1985; Dieckmann 1985; Bergsdorf 1991; Hombach 1991, 36, 41). Von vielen Autoren wird politische Kommunikation unter den Bereichen des Gesellschaftsverkehrs als die Domäne der Strategie par excellence behandelt (vgl. etwa den oft zitierten Aufsatz von Lübke 1967/1982). In jüngerer Zeit beginnen sich allerdings Anzeichen zu mehr, die darauf hindeuten, daß ein solches Politikverständnis perspektivegebunden und für die Zwecke der Konfliktmoderation in einer demokratischen Gesellschaft auf die Dauer vielleicht sogar schädlich ist.

Ich möchte im folgenden drei eng miteinander zusammenhängende Gefahren exemplarisch erörtern, nämlich die potentielle Unverständlichkeit, die potentielle Unglaubwürdigkeit und die potentielle Handlungsunfähigkeit einer auf strategiedominante Zeichenverwendung gegründeten Politik (zu den beiden ersten vgl. auch Heringer 1982 a, 28 ff.; Heringer 1982 b, 100 ff.; Kuhn 1983, 66 f.; zur Unglaubwürdigkeit die Beispiele in Falkenberg 1985, 366–370).

In den siebziger und frühen achtziger Jahren spielte die Metapher vom „Begriffebesetzen“ (Biedenkopf 1975/1982, 191; Behrens/Dieckmann/Kehl 1982, 222 ff.; Klein 1991, 45 ff.; Kuhn 1991) eine wichtige Rolle im metastrategischen Diskurs. Mit *Begriffen* waren hier politische Schlüsselwörter gemeint, die geeignet waren, unscharf attraktive Gegenwartsinterpretationen und Zukunftsentwürfe anzudeuten (vgl. Bergsdorf 1991). Als „Besetzen“ wurde der Versuch apostrophiert, durch geschickte Selbst- und Fremddarstellung in der Öffentlichkeit konventionelle Assoziationsbrücken zwischen solchen Schlüsselwörtern und dem Namen der eigenen Partei zu errichten. Unter anderem Stötzel hat darauf hingewiesen, daß sich durch die zunehmende Subtilität und Indirektheit der dabei eingesetzten Kommunikationsverfahren eine „semantische“ Spirale zu entwickeln droht (vgl. Stötzel 1991), und zwar nicht nur im Sinne eines sich verschärfenden Wetttrüstens zwischen den Begriffsbesetzern, sondern vor allem im Sinne einer Entfremdung zwischen professionellen (oder professionell beratenen) Politikstrategen und einer Bevölkerung, die trotz relativ hochwertiger, auch sprachkritischer Schulbildung wiederum nicht in der Lage ist, Politik zu verstehen und kompetent an ihr teilzunehmen. Dies ist die Gefahr der Unverständlichkeit, die grundsätzlich überall dort besteht, wo Spezialisierung im Spiel ist, die aber durch eine starke Betonung der Strategiekomponente im politischen Geschehen Vorschub erhält.

In engem Zusammenhang damit steht die Gefahr der Unglaubwürdigkeit. Benötigt, wie es in der Demokratie der Fall ist, der professionelle Politiker die Zustimmung des mehr oder weniger inkompetenten Nicht-Politikers, so drängt es sich förmlich auf, das politische Ereignis als Show-Veranstaltung zu inszenieren, in der der Politiker als Märchenheld oder Gladiator auftritt, während dem Nicht-Politiker die Zuschauer- und Jasager-Rolle zufällt. Eine solche konzeptuelle Nachbarschaft zu Theater und Zirkus läßt aber gerade die strategisch virtuose Politik in den Augen der Öffentlichkeit (wie Theater und Zirkus) nicht nur faszinierend, sondern auch zwielichtig und unseriös erscheinen (vgl.

Hofmann 1981, 210 ff. u. ö.; Kuhn 1983, 68). Dies umso mehr, als niemand weiß, ob hinter der im Rampenlicht vorgestellten Figur nicht anonyme Dritte die wahre Kontrolle ausüben (vgl. Kopperschmidt 1991, 86).

Die dritte Gefahr, die der Handlungsunfähigkeit, kommt in der Bundesrepublik erst in jüngerer Zeit in den Blick. Radikal veränderte politische Rahmenbedingungen (Zusammenbruch des sozialistischen Ostblocks, Kriege und Bürgerkriege in aller Welt, Komplikationen mit dem europäischen Binnenmarkt, deutsch-deutsche Ernüchterung) bei sich vertiefender wirtschaftlicher Rezession haben Orientierungslosigkeit und Identitätskrise um sich greifen lassen. Die Gegenwartsdeutungen und Zukunftsoptionen, die gestern noch umkämpft waren, sind heute mit in den Strudel geraten. Gleichzeitig stellt sich heraus, daß die „semantische Spirale“ tatsächlich nicht beliebig weitergedreht werden kann. Kommunikationsstrategien, mit denen man einen politischen Gegner übervorteilen will, sind nur so lange praktikabel, wie sie im eigenen Lager verstanden werden. Inzwischen scheint hier eine Pattsituation erreicht, die nicht mehr viel Spielraum für zusätzliche Raffinessen offenläßt, in der aber auch keine Partei mehr stark genug ist, die eigenen Vorstellungen zur Lösung von Interessenkonflikten durchzusetzen. Entsprechend mauert man sich in seinen Stellungen ein und beschränkt sich auf gegenseitige Blockierung. Obgleich niemand bezweifelt, daß Fragen wie die Reorganisation der Sozialversicherungen, die Einwanderung aus anderen Ländern, die militärische Rolle der Bundesrepublik unter neuen weltpolitischen Bedingungen, die sogenannte innere Sicherheit u. a. dringend nach Antworten verlangen, scheinen konfliktbereinigende Entscheidungen auch nach monate-, teilweise jahrelangen Debatten kaum nähergerückt zu sein.

Als eine Art zirkensischer Ersatzhandlung haben rituelle Politikeropfer im Gefolge kommerziell hoch gespielter Affären und Skandale die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Jürgen Möllemann, Max Streibl, Günther Krause, Björn Engholm – Führungsfiguren aller traditionellen Parteien waren betroffen. In allen Fällen hat neben und vor den inkriminierten Handlungen strategisches Kommunikationsverhalten eine zentrale Rolle gespielt. Zur falschen Zeit war das Falsche und/oder zur richtigen nicht das Richtige gesagt worden, was wiederum die Glaubwürdigkeit des politischen Geschehens in der Öffentlichkeit vermindert hat.

Unter diesem Blickwinkel ist es wohl keine sehr kühne These, wenn man behauptet, daß die vielbesprochene Politikverdrossenheit der bundesdeutschen Bevölkerung von einer zunehmend strategisch konzipierten Politik mitverursacht wurde. Zugleich läßt sich diese These aber dahingehend präzisieren, daß es gar nicht wirklich um eine pauschale Ablehnung des Politischen geht, wie das Wort *Politikverdrossenheit* nahelegt, sondern um die Ablehnung einer unverständlichen, unglaubwürdigen und handlungsunfähigen Politik, also eigentlich um Kommunikationsverdrossenheit oder – noch genauer – um Strategieverdrossenheit.

Aus der Politik kann sich niemand ausblenden, ebensowenig wie man aufhören kann zu kommunizieren. Man kann aber den Stellenwert der verbalen Kommunikation innerhalb und außerhalb der Politik sehr unterschiedlich ansetzen. Wenn man überhaupt spezifisch politisches Wissen bei den gewöhnlichen Mitgliedern unserer Gesellschaft vermuten möchte, so dürfte dieses ohne Zweifel das Bewußtsein einschließen, daß Aufgabe der Politik in letzter Konsequenz nicht Reden, sondern praktisches Koordinieren gesellschaftlicher Handlungen ist. Kommunikative Strategien haben in diesem Rahmen grundsätzlich instrumentellen Charakter. Sie sind so lange nützlich, wie sie das Koordinieren von Handlungen fördern. Politik wird am Erfolg gemessen. Je mehr Mitglieder einer Gemeinschaft diesen Erfolg vermissen, je mehr Bürger an der praktischen Nützlichkeit der politischen Kommunikation zu zweifeln beginnen, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß physische Gewalt als Grundtyp politischen Handelns wiederauflebt.

In der Tat ist in der Bundesrepublik eine seit Jahren zunehmende Gewaltbereitschaft zu beobachten, und zwar keineswegs nur in der Variante der unmittelbar politisch motivierten Gewalt (in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren im Umfeld und Gefolge der Studentenbewegung, in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren vor allem im Kampf um die Atomenergie, seit den späten achtziger Jahren als neonazistischer Terror gegen Ausländer), sondern ebenso als quasi-private Gewalt zwischen Jugendlichen auf Schulhöfen und Straßen, als Gewalt in den Familien und als professionelle Mafia-Gewalt in der Anonymität der Städte. Der Kommunikationsidealismus der siebziger Jahre, der selbst vielleicht schon im Sinne der berühmten Eule der Minerva auf das Auslaufen einer Blütezeit der verbalen Kommunikation vorausverwies, scheint heute auf immer mehr Gebieten und in beschleunigtem Tempo einer dumpfen Aggressivität zu weichen.

8. Ausblick

Wir wissen nicht, wie weit diese Tendenz sich fortsetzen wird: Zu viele Faktoren sind beteiligt. Kann der Sprachwissenschaftler (als Sprachwissenschaftler) etwas tun, um die Verhältnisse nicht nur kritisch zu beschreiben, sondern womöglich zu beeinflussen?

Wahrscheinlich nicht. Das Ansehen der Rhetorik unterliegt seit der Antike einem zyklischen Auf und Ab. Alle Motive, mit denen Politiker sie für ihre Zwecke funktionalisiert haben, laufen letztlich auf die Hoffnung hinaus, mit bloß symbolischen Investitionen handfesten Ertrag zu erwirtschaften. Entsprechend kommen die Gründe, aus denen Rhetorik in Ungnade fiel, in der Einsicht zusammen, daß so erwirtschaftete Erträge kurzlebig sind. Diese Einsicht muß offenbar auf jedem neuen Entwicklungsstand des metakommunikativen Wissens neu erobert werden.

In geschichtlichen Phasen, in denen das Ansehen der Rhetorik hoch steht, erscheinen politische Fragen bevorzugt als kommunikationstechnologische Fragen. Dies mag zu der Erwartung verleiten, der Sprachwissenschaftler könne dem Politiker auch dann noch behilflich sein, wenn der Stern der Rhetorik zu sinken beginnt. Aber der Zyklus selbst ist kein kommunikationstechnologisches Problem. Im Gegenteil lenkt er unsere Aufmerksamkeit auf die Begrenztheit des politischen Machbarkeitsdenkens (vgl. Kuhn 1991). So könnte etwa die Empfehlung, sich eine ausgewogene oder propositionsdominante Zeichenverwendung anzuewöhnen, wie sie von Politikern verschiedentlich geäußert wurde (vgl. z. B. Geißler 1985), schnell den Vorwurf der Naivität auf sich ziehen, da ein solcher Versuch ja seinerseits Bestandteil einer Strategie sein müßte und somit schnell demselben Verdacht anheimfiele, wie andersgerichtete Strategien auch.

9. Literatur

- Behrens, Manfred/Dieckmann, Walter/Kehl, Erich (1982): „Politik als Sprachkampf.“ In: H. J. Heringer (Hrsg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen, S. 216–265.
- Bergsdorf, Wolfgang (1991): „Zur Entwicklung der Sprache der amtlichen Politik in der Bundesrepublik Deutschland.“ In: F. Liedtke/M. Wengeler/K. Böke (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, S. 19–33.

- Biedenkopf, Kurt (1975/1982): „Politik und Sprache.“ In: H. J. Heringer (Hrsg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen, S. 189–197.
- Blühdorn, Hardarik (1990): „Korpuslinguistische Befunde als Ausgangspunkt für eine modifizierte Funktionalstilistik – Anregungen zu einer Wiederaufnahme der Diskussion.“ In: *Linguistische Berichte* 127, S. 217–231.
- Blühdorn, Hardarik (1993): *Funktionale Zeichentheorie und deskriptive Linguistik. Ein Entwurf am Beispiel des Gegenwartsdeutschen*. Erlangen.
- Bühler, Karl (1934/1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart.
- Dieckmann, Walter (1985): „Herrschaft durch Sprache durch Herrschaft über Begriffe. Anmerkungen zu den Vorträgen von Peter Glotz und Heiner Geißler.“ In: G. Stötzel (Hrsg.): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil*. Berlin–New York, S. 245–252.
- Falkenberg, Gabriel (1985): „Glaubwürdigkeit.“ In: G. Stötzel (Hrsg.): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil*. Berlin–New York, S. 366–379.
- Fillmore, Charles J. (1977): „Scenes-and-frames semantics.“ In: A. Zampolli (Hrsg.): *Linguistic Structures Processing*. Amsterdam, S. 55–81.
- Fillmore, Charles J. (1985): „Frames and the Semantics of Understanding.“ In: *Quaderni di Semantica* 6, S. 222–254.
- Fowler, Roger/Kress, Gunther (1979): „Critical Linguistics.“ In: R. Fowler/B. Hodge/G. Kress/T. Trew (Hrsg.): *Language and Control*. London, S. 185–213.
- Geißler, Heiner (1985): „Sprache und Politik.“ In: G. Stötzel (Hrsg.): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil*. Berlin–New York, S. 222–230.
- Glotz, Peter (1985): „Die Rückkehr der Mythen in die Sprache der Politik.“ In: G. Stötzel (Hrsg.): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil*. Berlin–New York, S. 231–244.
- Haß, Ulrike (1991): „Das Besetzen von Begriffen: Kommunikative Strategien und Gegenstrategien in der Umweltdiskussion.“ In: F. Liedtke/M. Wengeler/K. Böke (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, S. 330–337.
- Hegmanns, Dirk (1992): *Gewalt in Brasilien. Soziale und politische Hintergründe eines Phänomens*. Mettingen.
- Heringer, Hans Jürgen (Hrsg.) (1982): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen.
- Heringer, Hans Jürgen (1982 a): „Sprachkritik – die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln.“ In: ders. (Hrsg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen, S. 3–34.
- Heringer, Hans Jürgen (1982 b): „Normen? – Ja – aber meine!“ In: ders. (Hrsg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen, S. 94–105.

- Hofmann, Jürgen (1981): *Kritisches Handbuch des westdeutschen Theaters*. Berlin.
- Hombach, Bodo (1991): „Semantik und Politik.“ In: F. Liedtke/M. Wengeler/K. Böke (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, S. 34–43.
- Hudabiunnigg, Ingrid (1993): „Arbeitskreis: Linguisten treffen Redenberater.“ In: *GAL-Bulletin* 18, S. 25–35.
- Keller, Rudi (1985): „Was die Wanzen tötet, tötet auch den Popen. Ein Beitrag zur politischen Sprachkritik.“ In: G. Stötzel (Hrsg.): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil*. Berlin–New York, S. 264–277.
- Klein, Josef (1991): „Kann man ‚Begriffe besetzen‘? Zur linguistischen Differenzierung einer plakativen politischen Metapher.“ In: F. Liedtke/M. Wengeler/K. Böke (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, S. 44–69.
- Kopperschmidt, Josef (1991): „Soll man um Worte streiten? Historische und systematische Anmerkungen zur politischen Sprache.“ In: F. Liedtke/M. Wengeler/K. Böke (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, S. 70–89.
- Kuhn, Fritz (1983): „Überlegungen zur politischen Sprache der Alternativbewegung.“ In: *Sprache und Literatur* 51, S. 61–79.
- Kuhn, Fritz (1991): „‚Begriffe besetzen.‘ Anmerkungen zu einer Metapher aus der Welt der Machbarkeit.“ In: F. Liedtke/M. Wengeler/K. Böke (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, S. 90–110.
- Lakoff, George (1987): *Woman, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago.
- Liedtke, Frank/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hrsg.) (1991): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen.
- Lübbe, Hermann (1967/1982): „Der Streit um Worte. Sprache und Politik.“ In: H. J. Heringer (Hrsg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen, S. 48–69.
- Schank, Roger C./Abelson, Robert P. (1977): *Scripts, Plans, Goals and Understanding*. Hillsdale, N. J.
- Schwarz, Monika (1992 a): *Kognitive Semantiktheorie und neuropsychologische Realität. Repräsentationale und prozedurale Aspekte der semantischen Kompetenz*. Tübingen.
- Schwarz, Monika (1992 b): *Einführung in die Kognitive Linguistik*. Tübingen.
- Stötzel, Georg (Hrsg.) (1985): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil*. Berlin–New York.
- Stötzel, Georg (1982): „Konkurrierender Sprachgebrauch in der deutschen Presse.“ In: H. J. Heringer (Hrsg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen, S. 277–289.

- Stötzel, Georg (1991): „Geleitwort.“ In: F. Liedtke/M. Wengeler/K. Böke (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, S. 7–8.
- Strohner, Hans (1990): *Textverstehen. Kognitive und kommunikative Grundlagen der Sprachverarbeitung*. Opladen.
- Wittgenstein, Ludwig (1952/1984): *Philosophische Untersuchungen I*. In: ders.: *Werkausgabe in 8 Bänden*. Band 1. Frankfurt/Main, S. 231–485.